

Verlag Bibliothek der Provinz

Christian Wiesinger
Pierre und Malena
Roman

Christian Wiesinger
Pierre und Malena
Roman

herausgegeben von Richard Pils

Grafik: Raphael Besenbäck

Lektorat: Dr. Erika Sieder

ISBN: 978-3-99126-197-1

© Verlag Bibliothek der Provinz GmbH.

A-3970 WEITRA 02856/3794

www.bibliothekderprovinz.at

Cover: Norbert Trummer

In: Franzobel / Norbert Trummer, *Zirkusblut oder ein Austrian-Psycho-
Trashkrimi, zweiter Teil*, Verlag Bibliothek der Provinz.

mit Unterstützung von
Kultur



ZIRKUSKIND

Noch frühmorgens trank Pierre einen Kaffee. Eine Selbstverständlichkeit. Aber nicht für so einen wie Pierre, – einen Geduldeten, einen sich selbst Überlassenen, einen, der in Scheunen übernachtete, dem die Mäuse über das Gesicht huschten, der aus dem Schober wieder hinausgetrieben wurde, der gestern unsanft von einem Parkwächter von einer bemoosten Parkbank hinuntergestoßen worden war, obendrein als Penner beschimpft, der sich wieder einmal orientieren muss, nur wenig Geld in der Hosentasche hat, es reicht noch gerade für ein Mittagessen, der sich umdreht und ein Zirkuszelt erblickt.

Er trat ein. Jetzt, zu so früher Morgenstunde, war das Zirkuszelt ein einsamer Ort, in dem sich niemand aufhielt, doch am Abend ein Versprechen in Rot, eine Verführung in Rot. Rote Puffs, rote Theater, rote Zirkusse, der Mensch will sich verführen lassen, vorführen lassen, seine Grenzen kennenlernen, überschreiten, darüber hinaustasten, ins Ungewisse. Der Zirkus ist nicht einfarbig, er ist ein riesengroßer Traum, ein Tusch und die Welt scheint stillzustehen. Die Besucher tauschten ihre Welt für einige Augenblicke gegen die unstete Welt der Zirkusleute, die sich nur ein paar Tage in ihrem Ort aufhielten. In Scharen eilten sie herbei, Kinder in Begleitung Erwachsener, die ebenso große Augen machten wie ihre Sprösslinge. Hineinfielen in dieses Versprechen, das sich in einem Zelt zusammengefunden hatte. Die Kinder zupften sich die Fäden des gesponnenen Zuckers mit einer

unnachahmlichen Freude aus dem Gesicht. Erinnernten sich mit Wohlwollen an das Mädchen mit der roten Jacke und den goldenen Bordüren, die die Jacke säumten, das ihnen die Zuckerwatte ausgehändigt hatte. Ein Mädchen, das sich einen fraulichen, viel älteren Teint aufgesetzt hatte, indem sie ihre Augenbrauen in die Länge gezogen, künstliche Wimpern aufgeklebt, die Fingernägel grellrot lackiert und ihre Lippen mit kirschrotem Lippenstift nachgezogen hatte. Wie konnte man da sich nicht den Illusionen hingeben? So erlagen nicht nur die Kinder dieser scheinbaren Unbeschwertheit, sondern allmählich auch die Erwachsenen. Auch sie schmolzen dahin in diesem Tiegel der Irrationalität, der sich über sie wie ein unsichtbares Gewand darüberlegte. Froh waren sie, wenn auch nur für einige wenige Momente, ihren Verstand ruhen lassen zu dürfen. Sich dieser Gesellschaft zu überlassen, die von irgendwoher kam, keinen festen Wohnsitz hatte und kein Haus besaß, das man gestaltete, bewohnte und verteidigte.

Sie waren nicht enttäuscht worden. Malenas ältester Bruder hatte sich wieder einmal selbst übertroffen. Einen dreifachen Salto am Trapez zauberte er in die Manege. Es war so ruhig, als er sich in der Luft drehte. Hunderte Male hatten sie es schon eingeübt. Er und sein jüngerer Bruder. Die Sekunden schienen stillzustehen. Irgendwer hielt die Zeit an, da die Stille im Zelt kein Fortkommen eines Zeigers erlaubte. Der dreifache Salto war die Hauptattraktion. Malenas beide Brüder enttäuschten die Zuschauer nie, die gekommen waren, um die Quintessenz ihrer Vorstellungen verwirklicht zu sehen. Zum Leidwesen ihrer Schwester sprangen sie diesmal ohne Netz, Malena traute ihren Augen nicht, sie erlagen einer blöden Wette. Malena sah nicht hin, sie, die scheinbar angstfrei war.

Die Sphäre des Fliegenden lag in einer anderen Welt, die man nur von außen betrachten konnte, sosehr man sich auch bemühte, Teil des Geschehens zu sein. Und doch dehnte sich diese Zeitlosigkeit bis zum Horizont aus, und sie nahm mit: das Sehen, das Staunen, das Bangen, das Hoffen des Publikums, und entlud sich, gleich einer einstudierten Zeremonie, in einem kolossalen Beifall, als die zwei Artisten wieder auf der Erde auftauchten. Zurückgeblieben war Malena, angewurzelt am Boden. Einsam und alleingelassen. Auf die erdrückende Realität zurückgeworfen. Sie verstand nicht, wieso ihre Brüder so handelten, wieso sie sich einer derart großen Gefahr aussetzten. Erst als der Beifall zu ihr hindurchdrang, und das Publikum bemerkte, dass seine Illusion nicht enttäuscht wurde, wachte auch sie auf.

Doch Pierre ist nicht nach derlei sinnlichen Ausschweifungen zumute, er möchte eine Arbeit annehmen, hat gar nicht wahrgenommen, dass eine zierliche Person auf einem Seil, das zwischen zwei Eisengerüsten aufgespannt war, hin- und herbalancierte. Wenn man genau hinsah, war es mehr als ein Balancieren: Diese junge Frau steht auf dem Seil mit geschlossenen Augen, sie in ihrer Konzentration auf dem dünnen Seil, nur sich wahrnehmend, dreht sich um die Achse mit einer Grazie, die ihres gleichend sucht, kein Publikum, das applaudiert, doch als Pierre sie endlich sieht, erst nun, da er bereits ein paar Minuten im Zirkuszelt steht, kann er nicht anders als zu klatschen. Sie ist dermaßen überrascht, dass sie das Gleichgewicht verliert und herunterfällt, nicht weit, das Seil war nur vierzig Zentimeter über dem Boden gespannt, aber sie hatte nicht damit gerechnet.

Sie ist eine Frühaufsteherin, eine, die mit einer Leichtigkeit die Gedanken des ereignisreichen Abends abstreifen konnte. Eine mit Namen Malena. Malena sieht diesen Menschen, der sich Pierre nennt, nun genauer an, jenen Menschen, der sie aus dem Tritt gebracht hat, der so verlorenen in dem Rund dasteht, das sich Manege nennt. Dasteht mit einem mickrigen Köfferchen und sonst nichts. So dasteht wie der traurige weiße Clown, den ihr Vater zu seinen besten Zeiten dargeboten hatte.

„Sie haben mich ziemlich aus dem Tritt gebracht, hätten wenigstens anklopfen können.“

Pierre sieht sie nur verdutzt an. Sie wiederholt. Spricht nun viel lauter, schreit beinahe.

„Wer sind Sie, wieso starren Sie so?“

Pierre kann nicht antworten, als zöge ein unsichtbares Etwas, das von der Zirkuskuppel hinabbaumelt, seine Stimme hinweg. Wieso er nicht antworten kann, ist ihm ein Rätsel, er kann es nicht.

Mit einem Mal wird Malena ziemlich ungehalten. Sie schubst ihn mit beiden Händen, einmal, zweimal, er stolpert, fällt über seinen Koffer rücklings in die Sägespäne, die den Boden säumen. Ihr ist es egal, dass er nun vor ihr liegt, sie hilft ihm auch nicht auf, sie schreit ihn wiederum an, was er denn hier tue, ob er ein Vagabund wäre, ein Vogelfreier. Noch immer will sich in seinem Mund kein Laut formen. Pierre ist sicher keiner, der dem anderen etwas Böses will, der den Menschen in Rage bringen möchte. Malena schnappt sich eine Holzstange, die am Boden liegt und schwingt sie über Pierre, knallt ihm damit eine auf die rechte Hüfte, ein blauer Fleck wird noch lange davon zeugen. Jetzt erst wehrt sich Pierre, er schnappt sich mit seiner rechten Hand mit einem Ruck ihr Handgelenk und bringt sie zu Fall. Mehr hat es nicht gebraucht. Jetzt

erst recht steigert sich Malena in einen Tobsuchtsanfall. Sie schnappt sich abermals die Stange und rammt sie in seine Rippen. Pierre krümmt sich und fällt zu Boden. Malena lässt ihn liegen, bietet ihm keine Hilfe an.

„Ich hasse Menschen, die mich anstarren.“

Pierre greift nach seinen Rippen, fühlt den nachlassenden Schmerz, spürt aber das einsetzende Brennen.

„Sind Sie immer so nett?“

Malena glaubt nicht recht zu hören, will er sie eventuell noch auf die Schippe nehmen, sie hätte große Lust, ihm noch einmal eine überzubraten. Doch nun spricht er endlich.

„Ich bin nur auf der Suche nach Arbeit.“

„Hätten Sie doch gleich sagen können.“

Malena war sehr schlagfertig, mit den Händen, aber auch mit ihrem Mundwerk, sonst hätte sie nicht überlebt, denn ihre Zirkuswelt war nichts für Feinschmecker, für Gourmets, beinharder Alltag, von klein auf getrimmt auf das pure Überleben. Dieses Überleben hatte sie verinnerlicht, sie war eine beinhardte Arbeiterin, verlangte sich alles ab, ihrer Physis, aber auch ihrer Psyche, nichts anderes war ihr übriggeblieben, wer hätte sich denn um die Geschwister kümmern sollen nach dem Tod ihrer Mutter. Drei kleinere Schwestern blieben an ihr hängen. Man hatte gelernt, selbständig zu sein, sein Leben in die eigenen Hände zu nehmen. Doch nicht nur für ihre Schwestern war sie ein Mutterersatz, auch für ihre Brüder, die am schmalen Lebensseil tanzten, das Leben ständig ausreizten, bis zur Zerreißprobe, vor allem ihr ältester Bruder liebte den Kick, das Faszinosum, das ständig über dem Abgrund zappelte. Mit seiner 170PS starken Kawasaki brachte er nicht nur die Autofahrer, sondern auch die Polizisten in Rage, die nicht nur einmal eine

Verfolgungsjagd aufnahmen. Meine grüne Schlange, so bezeichnete er seine Maschine, streichelte das Chassis zärtlich, als würde er seine Zuneigung einer Freundin ange-deihen lassen. Wenn man ihn betrachtete, würde man an einen abgefahrenen Junkie denken, über und über tätowiert, kein Gramm Fett am Körper, muskelgestählt durch die unzähligen Fitnessgeräte, die in seinem Wohnwagen herumlagen. Ein wohlgepflegtes Oberlippenbärchen verlieh ihm eine Art Charme, mit dem er manche Mädchen immer wieder hereinlegte. Doch eine Ähnlichkeit verband sie beide: die Rage. Beide dünnhäutig, zuckten sie rasch aus, ihre Auseinandersetzungen endeten fast immer in Schreiduellen, manchmal auch in Handgemengen. Ganz anders gepolt war ihr zweitältester Bruder, vom Gemüt her ein Muttersöhnchen, ein Denker, ein gescheiter Junge, der im Zirkuszelt fehl am Platz war, der in der Uni seinen Platz suchen sollte. Aber er äffte ständig seinen Bruder nach, sein großes Vorbild, ließ sich immer wieder zu krummen Dingen hinreißen, war bereits vom Richter abgemahnt und zu Sozialdienst verdonnert worden, nicht wissend, wie ihm geschehen war. Hier hatte ihr Umfeld ganze Arbeit geleistet, ein Opfer gefordert, hier in diesem Spannungsfeld lebte Malena, arbeitete sie sich ab, zehrte sie sich aus und nun stand dieser Tunichtgut auch noch vor ihr. Malena drückte ihm eine Bürste in die Hand.

Verdutzt steht er vor den Pferden, die er striegeln soll. Zwei Pferde sind übriggeblieben aus der einstmalig so glorreichen Tierschar, ein Hengst und ein weißer Schimmel. Zwei Pferdeställe lassen sich im kleinen Fuhrpark gerade noch unterbringen. Der weiße Schimmel sieht ihn verdutzt an, während der schwarze Hengst im Heu liegt. Pierre konnte nicht wissen, dass das Pferd auf seinen Tod wartete. Pierre konnte nicht wissen, dass der Hengst die

Familie an die allerschönsten Stunden mit ihrer Mutter erinnerte, als sie mit diesem Tier in ihrem weißen Kostüm die Manege für sich eroberte. Tag um Tag, Nacht um Nacht. Das Pferd gehorchte auf den Takt. Die Anstrengung der beiden war nicht sichtbar. Wie ein Metrum bewegten sie sich durch das Rund. Sie vollführten keine spektakulären Übungen, es war die Sparsamkeit, die sichtbar wurde. Man bemerkte gar nicht, dass die Reiterin eine Anweisung gab, als das Pferd das rechte Vorderbein zum Gruß erhob. Die Dressur war ihr Terrain, die Tempi von Reiterin und Pferd stimmten sich ab im Gleichklang zur Musik. Die Piaffe war der krönende Höhepunkt. Elvira, eine kleine zierliche Frau, die auf dem Rücken des Hengstes über sich hinauswuchs.

Einige Bürsten hat er zur Auswahl. Erst einmal will er das Vertrauen des Pferdes gewinnen. Er kraut es am Hals. Das Pferd nimmt diese Wohltat mit einem Nicken an. Pierre hat sich in seinen überschaubaren Lebensjahren mit ziemlich vielen Jobs herumgeschlagen, ein Pferd ist ihm noch nie untergekommen. Wenn man dem Unsteten eine Eigenschaft zuschancen soll, dann jene, dass er keine Herausforderung scheut. Für die weichen Körperstellen des Pferdes benutzt er den Striegel, eine etwas härtere Bürste. Er vollführt kreisförmige Bewegungen. Das Pferd zeigt dem Fremden gegenüber keinen Argwohn, scheint zufrieden zu sein, Pierre findet Gefallen, kraut das Pferd immer wieder am Hals, spricht ihm auch gut zu. Die Beine säubert er mit der Wurzelbürste, mit einer Hand hält er Kontakt zu dem Pferd, argwöhnend, dass sein Gegenüber um etliches größer ist als er, sich dessen bewusst, dass es noch gar nicht die Selbstverständlichkeit sein kann, mit der er die Handlung ausführt. Immerhin, er ist zufrieden, aber das Pferd scheint es noch nicht zu

sein. Es erwartet noch etwas. Eine weiche Bürste ist noch nicht zum Einsatz gekommen. Es ist die Schmusebürste, wie ihm Diana, der jüngste Spross der Familie, später erklären wird. Pierre ist sich unsicher, ob er dem Pferd damit über den Kopf putzen soll, er unterlässt es.

Malena hat keine Zeit, um sich weiter um Pierre zu kümmern, sie ist noch derart aufgewühlt von den Ereignissen des letzten Abends, die sie fast aus ihrer Fassung gebracht hätten und sie muss sich endlich Luft verschaffen. Sie poltert an der Wohnwagentür ihres ältesten Bruders. Es ist der auffälligste Wohnwagen im gesamten Fuhrpark, über und über mit Graffiti besprüht. Seine Sehnsuchtswelt: American Stars and Stripes, eine Stripperin, ein ziemlich großer Wal und eine Taucherglocke und noch mehr davon, es wirkt auf den ersten Moment wie ein Wirrwarr von Einfällen, hat aber eine Ordnung, die nur ihr Bruder kennt. Mehrmals poltert sie an die Türe, kein Laut dringt heraus. Wahrscheinlich schläft er seinen Rausch noch aus – wie recht doch Malena hat – ist nicht weit entfernt von dem Schicksal seines Vaters, der sich nicht vor dem frühen Nachmittag blicken lässt, überschätzt sich, wird über alle ein großes Unglück bringen. Alle diese Gedanken kreisen in ihr herum wie ein Perpetuum mobile.

Was hatte sie eigentlich so in Rage versetzt, wieso ist sie so aus dem Gleichgewicht? Ihr Bruder machte den dreifachen Salto in 10 Metern Höhe ohne Absicherung, ohne Absprache, nie und nimmer hätte sie eingewilligt, nie und nimmer diesem Wahnsinn Platz gemacht, sie will mit ihm darüber sprechen, doch noch immer dringt kein Laut aus dem Wohnwagen. Notfalls wird sie die Türe eintreten. Doch plötzlich öffnet sich die Tür einen Spalt breit und heraus lugt ihr zerknitterter Bruder. Eine halbvolle Whiskyflasche kullert am Boden.

„Schwesterchen, was gibt es, so frühmorgens?“

„Willst du mich auf den Arm nehmen?“ Sie ist keine, die lange herumzaudert, sie ist eine, die Klarheit will, sie hasst Unausgesprochenes.

„Du weißt genau, was ich will.“

„Ich will dich nicht hereinbitten, aber ich muss mich erst anziehen.“

Malena kann warten. Malena musste Geduld erlernen. Michelle und Albert sind zwar sehr fleißig, aber keine Organisationstalente, so bleibt die meiste Verantwortung an ihr hängen, sie delegiert, managt, macht die Verträge, telefoniert mit den Bürgermeister, um einen günstigen Standplatz zu bekommen, organisiert das Heu und das Futter. Malena hat früh lernen müssen, dass das Leben meist aus harten Stunden besteht und sie hat diese Herausforderung mit einer ziemlichen Härte angenommen, die sie auch oft gegen sich gerichtet hatte.

Malena hatte ihren Bruder ziemlich unsanft geweckt, man sieht es noch an seinem verknitterten Gesicht.

„Ist doch nichts passiert, wenn sich das herumspricht, dann können wir noch fünf oder mehr Vorstellungen einschieben, überleg doch, Geld können wir gut gebrauchen. The flying Circus.“

Er grinst.

Malena ist nicht nach Grinsen zumute.

„Was wäre gewesen, wenn du abgestürzt wärest, du hättest nicht überlebt oder bestenfalls als Krüppel, den wir dann pflegen dürfen.“

Sie spricht beinhart, aber nur mit einer derartigen Wortwahl wird sie ihren Bruder überzeugen können.

„Ich bin nicht abgestürzt.“

„Du bist nicht abgestürzt und besäufst dich, wie geht das zusammen.“

NIRGENDWO I

Die dunklen Gestalten treffen sich dort, wo die Helligkeit nicht hineinkann, sie treffen sich dort, wo die Polizei nicht hinwill, sie treffen sich dort, wo es nichts mehr zu verlieren gibt, instinktiv hatte sich auch Pierre in die Bar verirrt. Die Edenbar. Kein Paradies auf Erden. Rauchschwaden hingen im Raum, es ist ein Sprechen um Nichtigkeiten, die wahren Abgründe werden in Separees aufgetan. Doch die Menschen sind weder dunkel noch hell, sie sind schraffiert wie du und ich. Sie gerieten auf die schiefe Bahn, führten einstmals ein ordentliches Leben, bekamen von ihrer fürsorglichen Mutter den Latz umgehängt, es sind Menschen wie du und ich: Mörder, Zuchthäusler, Gemiedene und solche, die auf die schiefe Bahn zusteueren. Die drei Männer, die sich in eine dunkle Ecke zurückgezogen hatten, über der sich der schwere Rauch nicht abstoßen wollte, da das Lüftungsrohr nicht die Kapazität aufbrachte, um die aufgestaute Luft ins Freie zu befördern, waren noch nicht auf die schiefe Bahn geraten, setzten aber ihre Füße auf ebendiese, sodass es einzig und alleine in die vorgegebene Richtung gehen konnte, denn eine schiefe Bahn führt die Kugel hinab, physikalisch unwiderlegbar. Die drei Männer waren in ihrer Physis unterschiedlich. Sehr unterschiedlich. Walter wirkte riesig, wie ein Kasten, er nahm die ganze Breite auf der dunkelbraunen, knautschigen, schlichten Sitzbank ein, die unter seinem Gewicht ein Knarren erzeugte und schob seine Masse solange hin und her bis sie endlich

die angestammte Sitzposition einnehmen konnte. Ein unruhiger Mensch, dessen dunkelbraune, nichtssagende, stillstehende Augen aus seinem Gesicht hervorquollen, als würden sie etwas Fremdartiges sein, das nicht zu ihm gehörte. Sein breitmaulfroschartiges Gesicht hatte etwas Lächerliches, Aufgesetztes, ein Grinsen, das nicht enden wollte. An diesem Menschen gab es kein Vorbeikommen. Seine riesengroßen Hände lagen auf dem rechteckigen Tisch, der notdürftig mit einer schmutzigen Plache abgedeckt worden war. Und nur seine Hände lagen auf dem Tisch, seine riesengroßen, rissigen Hände. Dagegen machten sich seine Partner wie Miniaturausgaben aus. Denn Walter war nicht nur in der Physis präsent sondern auch stimmlich. Ein grober lauter Bass, der unsaubere, unscharfe Töne erzeugte. Man musste nachfragen. Laut, tief, stöhnend wie ein Dampfkessel, der den aufgestauten Druck aus seinem Ventil abließ. Man verstand ihn nicht sogleich. Man strapazierte seine Ungeduld, die sich sehr oft unsanft entlud.

Otto war von ganz anderer Natur. Ottos Gestalt war klein und gedrungen, zu dick für seine Größe. Er hatte eine Ringerstatur, ernährte sich hauptsächlich von Kohlehydraten. Vor sich her trug er ein mütterliches einnehmendes Wesen, das sofort eine Zuneigung entfachte. Man wollte in seine Arme genommen werden. Er entpuppte sich als Mädchen für alles, war sich nicht zu schäbig für die sogenannte Drecksarbeit. Kein Großmaul wie Walter, suchte man eine Entsprechung, war er genau das Gegenteil, ein angenehmer Zeitgenosse. Einer, der ständig schuftete und keinen entsprechenden Lohn erhielt. In seiner Ursprungsfamilie war ihm dieser Part zuteil worden. Wieso auch immer, es hatte sich so ergeben. Verlass war auf ihn. Wenn

seine Brüder Spuren am Tatort zurückließen, säuberte er ihre Spuren, wenn sein Vater sich an seinem jüngeren Bruder verging, dann tröstete er ihn und wenn die Katze einen Tritt abbekam, dann nahm er sie auf seinen Schoß und streichelte sie so lange, bis sie zu schnurren anfang. Seine Familie wurde gemieden, sie wohnten in der Nummer 192, in einem mit Holz verschlagenen zwei-stöckigen Haus. Viele machten einen großen Bogen um sie. Ihre Mutter hatte ziemlich bald das Weite gesucht, zu viele blaue Flecken trug sie davon, in einen 500 km entfernten Ort war sie gezogen, in den Osten des Landes. Otto besuchte sie regelmäßig, ohne ein Sterbenswörtchen seinen Brüdern und vor allem seinem Vater zu erzählen. Sie hätten ihn womöglich umgebracht, sicher grün und blau geschlagen. Alle waren Gelegenheitsarbeiter und Gelegenheitsdiebe, auf dem Weg zum vorgezeichneten Abgrund hin, außer Otto, der eine Lehre als Elektriker angefangen hatte. Eines Tages brachte Otto eine ehemalige Schulkollegin mit, was immer er sich dabei gedacht hatte, es war kühn, ihr nicht zumutbar. Die Dachrinnen hingen lose an den ausgerissenen Haken, vor dem Haus stapelten sich alte rostige Fahrräder, ein ausgemergelter gelber Citroen AX stand im Vorgarten. Kein gepflegter Garten, eine Wildnis inmitten der rundum gepflegten Häuser, nicht zu übersehen. Otto versuchte immer wieder das Haus instand zu halten, doch umsonst, kaum flickte er ein Loch, tat sich woanders eine Baustelle auf. Wie zur Bestätigung fiel gerade, als Corinne und Otto das Grundstück betraten, vom Dach eine Schindel. „Hier lebt man aber gefährlich!“, Corinne drückte es treffend aus. Sie stiegen die knarrenden Stiegen hinauf, öffneten die quietschende Türe und fanden sich in einem stickigen, muffigen Raum, der einen Lufthauch vertrug. Ein

Gemenge nach Alkohol und Frittiertem hing in der Luft. Otto öffnete sogleich die Fenster und ließ eine angenehme Brise frischer Luft herein. Es war früher Nachmittag und seine drei älteren Brüder schauten sich die Wiederholung eines Fußballspiels aus der Premier League an, Tottenham gegen Liverpool, das bereits am gestrigen Abend stattgefunden hatte. Sie nahmen keine Notiz von ihrem Bruder, wiewohl sie eigentlich nie Notiz von ihrem Bruder nahmen, außer wenn er ihnen aus der Patsche half. Bierflaschen kullerten über den dreckigen, mit Krümeln übersäten Holzboden, Otto hatte Corinne vorgewarnt, doch sie wollte mitkommen. Vom Hörensagen kannte sie Ottos Heimat, ein wohlbehütetes Mädchen, das ihr Vater, Professor an der rechtswissenschaftlichen Fakultät, Vorstand in der First Credit Bank, gerngesehener und angesehener Gastgeber bei diversen Empfängen, unter eine Glaskugel gestellt hatte, endlich wollte sie diese Glaskugel sprengen, auf die Gefahr hin, sich tiefe Schnittwunden zuzuziehen. Der Anblick überraschte sie keineswegs. Otto hatte sie vorgewarnt. Ottos Vater lag noch im Bett, schlief seinen Rausch aus, den er sich letzte Nacht mit Hochprozentigem angetrunken hatte. Er schnarchte im obersten Stock, sodass es nicht zu überhören war. Corinne, ein hochaufgeschossenes Mädchen mit weizenblondem Haar, das sie zu einem Pferdeknoten im Nacken zusammengebunden hatte, besuchte die 11. Klasse des Oberstufengymnasiums und war die Vorzugsschülerin, was denn sonst, sie langweilte sich. Suchte Abwechslung, die sie in diesem bärbeißigen Raum zur Genüge fand. Kein Ravel, kein Mozart, keine Suite erwartete sie bei ihrem Nachhausekommen, ein stinknormales Fußballspiel von 22 Männern, die anscheinend nichts Besseres zu tun hatten, als einem Ball nachzujagen.

Otto reagierte rasch, er schnellte nach vorne und stach zu wie eine gereizte Biene, ehe Richard seine Fäuste nach oben ziehen konnte. Ein fürchterlicher Schlag, der bis weit hinaus in die Nacht hallte.

Am Tag des dreizehnten Banküberfalles war es unheimlich still. So still, wie in den Schulen während der Pandemie, als die Kinder lautlos, tonlos, fast unmerklich auf ihren Stühlen saßen und dem Unterricht der Lehrpersonen folgten. Als wären sie keine Kinder. So still hielten es auch die vier Bankräuber. Sie hatten vereinbart, dass sie nicht mehr zurückkehrten. Sofort, nach dem Aufteilen der Beute, getrennte Wege gingen. Otto hatte versprochen, Pierre zu begleiten, er hielt sein Wort. Richard und Walter wollten erst einmal untertauchen. Pierre war voller innerer Unruhe, ein seltsames Gedicht hatte sich zu ihm gelegt, das von Ferne kam und ganz nahe war, als flüstere jemand in sein Ohr:

*Die Engel
nehmen sich für dich Zeit
Sie leben mit dir
Dort, wo du verloren bist
Mit ihrem Atem
Mit ihren groß
ausgebreiteten Flügeln*

Gerne hätte er das Gedicht geteilt, es musste etwas bedeuten. Inniglich dachte er an Malena. Lebte sie noch? Hatte sie zu ihm gesprochen? Etwas Hartes hatte ihn geweckt, es fühlte sich wie ein Flügelschlag an. Er war aufgewacht, erspähte aber kein Wesen, das ihn berührt hatte. Ein Tier kam ihm in den Sinn, das sich in seinen Verschlag verirrt

hatte. Plötzlich war dieses Gedicht da, es lag sichtbar auf seinem Polster, er konnte es nicht angreifen, er las es, immer und immer wieder und es löste sich allmählich ins Nichts auf.

Zwölf Banküberfälle waren fast reibungslos abgelaufen, doch manchmal sprang der Zufall bei oder so etwas Ähnliches, das man als solcherart bezeichnet. Ein Zufall wird meist als etwas angesehen, das außerhalb unseres Bewertungssystems steht. Er lässt sich auch schlecht instrumentalisieren, da er seiner eigenen Umlaufbahn folgt. Insofern mag bezweifelt werden, ob sich dieser Mensch zufällig in der Bank aufhielt. Ein fanatischer Polizist, der sich, rein privat, im Bankgebäude befand, ein ausgewiesener Waffennarr, der immer drei Pistolen mit sich trug. Einen links und einen rechts im Gürtelholster, einen am linken Socken. Auch im Bankgebäude war es merkwürdig still, obwohl sich außerordentlich viele Menschen in der Filiale aufhielten. Als hätten sie es gehnt, dass sie diese Minuten nie wieder vergessen würden. Pierre ließ den Motor laufen und wartete vor dem Bankgebäude. Man musste einige Treppen hinaufgehen, bevor man den Kassenraum betrat. Die drei Bankräuber handelten wie immer, wie bereits eingeübt. Die Kunden lagen auf dem Boden. Das Gesicht auf den kalten Steinboden gerichtet. Richard ließ sich das Geld aushändigen. Walter hielt die Personen mit seinem Gewehr in Schach. War es Unkonzentriertheit oder lag es am übermäßigen Alkoholkonsum, er sah nicht, dass sich der Polizist bewegte. Es war bereits zu spät. Jener drückte ab und schoss Walter ins linke Knie. Walter fiel auf den Boden und gab auch einen Schuss ab, der ins Leere ging. Richard drehte sich um, Otto schaute Richard an, er traute sich nicht, seine Pistole zu zücken,

da der Polizist seine Waffe auf ihn gerichtet hatte. In diesem Moment lief Pierre in das Gebäude. Es war zwar vereinbart worden, dass Pierre unter keinen Umständen das Fluchtfahrzeug verlassen durfte, doch er hatte Schüsse vernommen. Unterdessen war Walter von zwei Bankangestellten überwältigt worden. Pierre stand dem Polizisten gegenüber, unabsichtlich griff er an seinen rechten Hosensack, sogleich feuerte der Polizist einen Schuss ab, der in Pierres Brust einschlug. Pierre sank zu Boden. In diesem Moment flog der Engel weg. Pierre konnte es nicht glauben. Er griff mit seinen Händen an seine Brust, das weiße T-Shirt färbte sich rot, kleine Punkte tanzten vor seinen Augen. Er verlor das Bewusstsein, aber er sah noch den fliegenden Engel. Otto stand noch immer wie gelähmt und angewurzelt da. Das unerbittliche Gesicht des Polizisten ließ keinen Zweifel erkennen. In diesem Moment versetzte Richard dem Polizisten einen Faustschlag. Er schnappte sich Pierre, hievte ihn über die Schulter, lief die Treppe hinunter, warf ihn auf den Rücksitz des Fluchtwagens und fuhr davon.

NIRGENDWO II

Sie lebt nun oberhalb der Serpentina. An einem strahlenden Nachmittag war sie die Serpentina hinaufgefahren, kein Blick für den spiegelnden See unter ihr, kein Blick für die genügsame Flora, kein Blick für die wehenden weißen Gewänder der Klosterschwestern, die sie in ihren Schoß aufnehmen. Sie hatte auch nur sich mitgebracht, ihren Teil, den anderen Teil hatte sie malträtiert, verstümmelt, geistesgegenwärtig einen Notruf abgesetzt. Sie parkt das Fahrzeug auf feinem Kies, der Parkplatz ist von Eichen umrundet, alten Bäumen, die ihre eigene Zeit haben. Atemberaubend ist der Blick hinaus in das weite Land, das wie eine Kulisse von sattem Grün und goldgelbem Ährenstand sich unter ihr gebärdet, ein Teppich, der Formen und Zeiten widerspiegelt. Auf dem Mauerwerk prangen steinerne Engel, graziöse Gestalten, abgearbeitet von Wind und Wetter. Fünf an der Zahl. Wohlgestaltete, Vertrauen erweckende, sprechende Engel. Könnte man sie fragen, sie hätten eine Menge zu erzählen, von dieser und von jener Welt, und auch so, der Ausdruck in ihren Gesichtern führt sogleich zu einem Dialog, noch oft wird sie hierher kommen und mit ihnen sprechen, mit je einem von ihnen. Aus einem Cabrio steigt eine elegante Frau aus, Mitte vierzig, fast lautlos die Fahrertür schließend, gewahr, dass dieser Ort nicht geschaffen ist für laute Töne, sie stellt sich neben sie, es ist nicht unangenehm, nun sind sie zu zweit. Fünf Minuten lang. Dann hievt Malena den Koffer aus dem Wagen, überquert die

hölzerne Brücke, unter ihr die Tiefe, das Wasser, das sich aus dem Berg ergießt, und betritt den Hof des Klosters. Auch der Innenhof ist mit feinem Kieselstein bedeckt, es knirscht unter ihren Schuhen. Etliche Türen rufen nach Orientierung, über einer Tür prangt ein Schild: Herzlich willkommen. Darüber ein holzgeschnitzter Engel. Malena lässt sich auf eine Bank fallen, über ihr summen im Lindenbaum die Bienen, sie hat noch keine Kenntnis davon erlangt, dass die Klosterschwestern Bienenstöcke betreuen, Honig erzeugen und verkaufen. Sie hatte sich aus einem trivialen Grund hierher begeben: Sie wusste nicht, wohin sie gehen sollte. Noch immer klebt das Blut an ihr, noch immer wagt sie keinen Blick zurückzuwerfen, sie sitzt unter dem Lindenbaum, nur sie, nur ihre Seele. Wieso hatte sie sich für ein Kloster entschieden? Was verlangt sie von diesem? Es wird ihr keine Absolution erteilen, sie drängt auch nicht danach. Wonach drängt sie? Sie schließt die Augen und kann es noch immer nicht glauben, was sie getan hat. Mit den Messern hatte sie auf seinen Körper eingestochen, zig Male, er war dagestanden, hatte sie angesehen, wollte eine Rechtfertigung aussprechen, doch, zu spät, ihr Irrsinn griff zu den schmalen, blinkenden, gebogenen Messern und bohrte sie in seinen Leib, der sich an einer anderen vergangen hatte. Seine Lust, sein Blödsinn, eine Rauschwette, hatte sich an einer Prostituierten vergangen, sein Herz war noch immer bei ihr, sogar, als sie bereits das siebte Mal in seine Eingeweide gestoßen hatte und kein einziges Mal hatte er ein Wort von sich gegeben. Laute, Schmerzenslaute hatte er ausgestoßen, doch keine Wörter, die an sie gerichtet waren, wie, hör auf, was tust du da oder dergleichen, er starrte sie nur an und fiel dann in Ohnmacht. Sie glaubte ihn ermordet zu haben und setzte mit seinem Handy noch den Notruf ab, dann lief

sie die Stiege hinunter, bestieg ihr Auto, wusch sich an einer Tankstelle das Blut von ihren Händen, kaufte sich ein Shirt, eine Hose und einen Pullover, entledigte sich ihres Gewandes, ließ es in einer Mülltonne verschwinden, zog die gekauften Kleidungsstücke an, legte die Lederjacke auf den Rücksitz des Wagens und überlegte sich, wohin sie gehen sollte. Dass ihre Wahl auf das Kloster fiel, war nicht dem Umstand zuzurechnen, dass sie sich vor dem Zugriff der Polizei verstecken wollte, sondern einer günstigen Fügung des Schicksals zu verdanken, das wie immer weit über die Zeiten der Menschen hinaus verfügt.

Diese Bilder laufen nun vor ihr ab, die sie durch ihre geschlossenen Augen hindurch sieht und sie kann es nicht glauben, dass diese Bilder von diesem Monster zu ihr gehören, denn sie fühlt sich wie ein Monster, wie ein Horrormonster, das nur blind wütet, um der Wut willen, um des Blutes willen, das Gerechtigkeit schaffen will. Sollen ihr die Klosterschwestern das Blut abwaschen, das noch immer an ihr klebt, obwohl sie es bereits mindestens fünfmal herabgeschrubbt hat? Sie, die Gott so nahe stehen wie sonst niemand, seine Schwestern im Geiste sind?

„So in Gedanken versunken?“

Es ist schon wieder die elegante Frau, die sie anspricht. Sie wird sie noch oft ansprechen, sie, deren Herz ebenso gebrochen wurde, jedoch vorsätzlich, sie, die alles an Gütern hat, was sich manche Menschen als ihr Lebensglück erträumen, sie, die alle ihre Güter für ein Wort hergeben würde, das ihr entrissen wurde, sie, die dieses Wort hasst wie die Pest, da es ihr Gegenüber mit Füßen getreten hatte, sie, die dieses Wort nicht mehr hören kann und es deswegen Malena noch einige Male entgegenschleudern wird.

„Wollen Sie sich auch anmelden? ... Ich bin nicht gewohnt alleine zu sein.“

*Grausam sind die Wege
Schwärzeste Nacht
Der Tod lacht
Aus seinem Schlund*

*Die Kinder Gottes
Springen darüber*

DIE LEBENDEN UND DIE TOTEN

Die nährende Hoffnung, dass Pierre noch lebte, hatte Patricia in Malena gesät. Ein zartes Pflänzchen, das durch die Erde stieß. Als sie die Bilder sah – den verletzten Pierre, auf dem Boden liegend, dachte sie, dass ein Foto von ihm in das Bild hineinretuschiert worden wäre. Die unwirkliche Szenerie spiegelte ihr Dasein, das zwischen Verzweiflung und Zuversicht wankte. Patricia war es, die sie aus diesem Zwiespalt herausriss. Sie beschloss, alle Krankenhäuser abzuklappern. In irgendeine Notaufnahme musste er gebracht worden sein. Patricia rief den Notruf an, um sich zu erkundigen, welches Krankenhaus Notdienst hatte. Er war von einem Projektil getroffen worden und musste eventuell notoperiert werden. Patricia versuchte halbwegs klar zu denken und nicht die Beherrschung zu verlieren. Malena und Patricia sprangen in den sündteuren BMW mit den Ledersitzen und der Cocktailbar und Patricia beging sämtliche Geschwindigkeitsübertretungen, die man sich nur vorstellen konnte. Doch es half nichts. Als sie sich beim Portier erkundigten, bekamen sie die nüchterne Antwort, dass ein gewisser Pierre E. nicht eingeliefert worden war. Auf ihr hartnäckiges Nachfragen erkundigte sich der missmutige Portier auch bei den anderen Krankenhäusern, ob ein besagter Mann eingeliefert worden sei. Immer wieder erhielten sie dieselbe Auskunft. Kein Pierre E. war in einem Krankenhaus eingeliefert worden. Patricia erfasste ein fürchterlicher Gedanke, der sich in ihrem Gesicht widerspiegelte.

Malena schrie sie an, ohrenbetäubend, sank zu Boden und trommelte auf die Steinfliesen: Nein, nein, er ist nicht tot, Patricia, bitte, er ist nicht tot. Patricia traute sich nicht im Bestattungsunternehmen anzurufen, sie wollte diese Möglichkeit erst gar nicht in Betracht ziehen. Patricia dachte scharf nach, Malena war dazu nicht imstande. Sie saß auf einem Sessel in der Aufnahme und wippte auf und ab. Der Portier hatte einen Arzt angerufen, der sich um Malena kümmerte, ihr gut zuredete und ein leichtes Beruhigungsmittel verabreichte. Womöglich war er in eine Ambulanz in einer anderen Stadt gebracht worden. Der Portier rief die Rettungsleitzentrale an, ob im Umkreis von 30 Kilometern ein Mann mit einer Schussverletzung eingeliefert worden wäre. Immer wieder erhielten sie dieselben Antworten. Patricia rief noch sämtliche in Frage kommenden Krankenhäuser an, immer wieder erhielt sie dieselbe Auskunft. Patricia kam zu dem Entschluss, dass Pierre womöglich gar nicht so schwer verwundet worden war. Sie erinnerte sich, dass der Reporter davon berichtet hatte, dass der Mann, der sich als Robin Hood maskiert hatte, Pierre hinausgetragen habe. Sie konfrontierte damit Malena. Diese wollte davon nichts hören. Pierre war endgültig gestorben. Das zarte Pflänzchen war nicht durch die Erde gestoßen, war erstickt. Kreidebleich war das Mädchen. Patricia rüttelte an Malena: Mädchen, komm zu dir. Je weiter Malena sich von der Realität entfernte, desto klarer wurden Patricias Gedanken, klar wie der schwere Himmel, der vom Föhn gezeichnet war. Patricia zählte die Fakten zusammen und kam zu dem hoffnungsvollen Ergebnis, dass Pierre noch lebte, weil die Schussverletzung nicht so schlimm gewesen war. Der maskierte Mann hatte ihm die Wunde verbunden und ihn womöglich bei einem Komplizen untergebracht, der auch bei dem Bankraub

involviert gewesen war. Oder sie hatten sich in irgendeinem Haus verschanzt, es gab hunderte Möglichkeiten. Leider gab es in diesem Moment für Malena nur eine Möglichkeit, die sich mit ihrer Schuld verband, die sie damals auf sich lud, als sie die Messer in seinen Körper gestochen hatte. Sie sah die Tat vor sich: das Blut, ihre schmutzigen Hände. Sie zeigte Patricia ihre Hände und sagte: Ich will sterben. Gib mir ein Messer. Patricia wiederholte noch einmal ihre Überlegungen, doch sie traf nur auf taube Ohren. Malena sprang auf, lief zum Portier hin, der hinter einer Glasvitrine seinen Dienst versah und forderte ihn auf, ihr ein Messer zu geben, schrie lautstark. Der Mann, der kurz vor seiner Pensionierung stand und schon allerhand erlebt, überdies ein schwaches Herz hatte, drückte den Alarmknopf. Als die Ärzte eintrafen, lag eine bewusstlose Frau vor ihnen, die sich in einer Ewigkeit wähnte, die frei von Schuld und Vergebung war.

In einer weißen Ewigkeit. In einem Krankenhausbett, zugedeckt mit einem weißen Laken, umgeben von weißen Wänden. Sie hing an einem Infusionstropf, aus dem in regelmäßigen Abständen eine durchsichtige Flüssigkeit durch ihre Venen rann. Unpassenderweise hatte Patricia Blumen mitgebracht, aber auch Konfekt. Malena stellte sich schlafend, sie wollte ihre Augen nie wieder öffnen, schon gar nicht für diese Welt, und stellte ihre Ohren taub, um die niederschmetternde Botschaft nicht vernehmen zu müssen. Patricia hatte aber keine Neuigkeit zu überbringen. Fieberhaft hatte sie die ganze Nacht gesucht, aber sie hatte keinen Anhaltspunkt gefunden, an dem sie Pierre dingfest machen konnte. Auch die Polizei hatte ihn nicht aufgegriffen. Patricia rüttelte, so fest sie konnte. Ist nichts passiert, meine Kleine. Schon wieder packte sie die bemutternde Rolle aus, die Malena schon so oft

erzürnt hatte. Wie konnte Patricia so etwas behaupten, es sei nichts passiert. Es war eine Menge geschehen: Ihr Licht war auf- und zeitgleich wieder abgedreht worden. Daher wollte sie in diesem Zwischenbereich leben, der den Übergang vom Leben zum Tod, von der Nacht zum Tag markierte, sie weigerte sich, die Augen zu öffnen. Mit welcher Nachricht sollte sie Malena aufmuntern? Sogleich erkannte sie ihre Dummheit und stopfte die mitgebrachten Blumen in den Papierkorb. Da Malena unerreichbar war, setzte sie sich neben das Bett. Mittlerweile hatte sich der Tropf geleert. Patricia betätigte den Schwesternnotruf. Eine junge Schwesternschülerin betrat das Krankenzimmer, entfernte die Infusionsflasche und stöpselte die Kanüle zu. Sie fragte Malena nach ihrem Befinden. Malena erwiderte ein leises „ganz gut“, ohne die Augen zu öffnen. Noch immer konnte Patricia diese unwirkliche Szenerie nicht einordnen. Malenas vermeintlicher Freund war in einen Bankraub verwickelt, soviel stand für sie fest, aber andere Fakten standen ihr nicht zur Verfügung. Sie fand es aufregend, dass Malena einen Freund hatte, der Banken ausraubte. Sogleich tadelte sie sich für ihr Kindischsein, das eine Bonnie and Clyde-Romantik hervorzauberte. Und sie erinnerte sich, dass sie auch in einer Familie gelebt hatte, die ihr Vermögen mit unsauberen Geschäften vermehrt hatte, still, unspektakulär, fad. So dahinträumend fiel sie alsbald in einen Halbschlaf, aus dem sie ein unsanftes Klopfen an der Krankenzimmertür herausriss. Sogar Malena öffnete ihre Augen. Eine untersetzte Gestalt in einem zerknautschten Trenchcoat und mit schief sitzender Krawatte stellte sich als Inspektor O. vor. In diesem Moment war Malena hellwach und setzte sich zur Überraschung von Patricia im Bett auf, als wäre dieser eigenartige Kauz der Besucher,

den sie sehnlichst erwartet hatte. Der Inspektor zückte seinen Ausweis und erörterte den Zweck seines Besuches. Er fragte Malena sogleich, ob sie einen gewissen Pierre E. kenne. Endlich hatte er sie gefunden, die ominöse Frau, die spurlos verschwunden war. Ihre Gesichtszüge glichen der Frau auf dem Foto, das er ihrem Vater gezeigt hatte. Malena bejahte wahrheitsgetreu. Er fragte sie, wann sie ihn das letzte Mal gesehen habe. Wahrheitsgetreu nannte sie das Datum, sie hatte es nicht vergessen. Inspektor O.s Manien hatten sich mittlerweile verselbständigt, denn zwischen Daumen und Zeigefinger seiner rechten Hand hielt er einen Zigarrenstummel. Wie immer blickte er, nachdem er eine Frage gestellt hatte, zu Boden. Er fragte noch einmal nach, ob sie ihn in der Zwischenzeit kontaktiert hätte. Sie verneinte ebenso wahrheitsgetreu. Der Inspektor schaute wieder zu Boden und tippte sich auf die Stirn. Seine Macken hatten sich, wie bei so vielen, die alleine lebten, verfestigt, da sie keinen Widerspruch erfahren. Sie entwickelten sich in einem Kosmos, in dem kein Gegenspieler eine Gegenposition ergriff. Der Inspektor hob seinen Kopf und sah sie an, sagte: „Sie wussten also gar nichts von den Überfällen?“ Malena ahnte, dass der Inspektor mit allen Wassern gewaschen war, dass er sie umgarnte und zu gegebener Zeit das Netz zuzog, aber sie fiel trotzdem herein.

„Ich habe ihn verlassen“, sagte sie fast trotzig. „Ich habe mich von ihm getrennt. Was gehen mich die Überfälle an!“ Wortreich entschuldigte sich der Inspektor, dass er so indiskret gewesen war. Er sagte, dass er in Liebesdingen ein blutiger Anfänger wäre und er mit seiner Frau bereits dreißig Jahre glücklich zusammenlebte. Und verabschiedete sich, indem er den Hut zückte. Drückte die Türklinke und drehte sich noch einmal um, tippte sich auf

die Stirn und sagte: „Aber eine Sache will mir nicht in den Kopf?“ Patricia wollte einschreiten, sie hörte bereits die Handschellen klicken, doch der Inspektor kam ihr zuvor. Er war in seinem Element. Er hatte diese Frage eigentlich nicht an sein Opfer gestellt, sondern an sich. Unmerklich schuf er einen Raum, in dem sich sein Opfer wohl fühlen sollte, ihm aber auch in die Falle ging.

„Es hätte mich auch erstaunt, wenn es anders gewesen wäre, ich meine, wenn Sie ihm nicht nahegestanden wären, denn Sie haben die halbe Stadt abgesucht und Sie haben, erlauben Sie mir, es so direkt zu sagen, einen Nervenzusammenbruch erlitten.“

Malena versuchte die Beherrschung zu finden. Rasch zählte sie eins und eins zusammen. Nein, dieser Inspektor hatte gar nichts in der Hand, er war nur ein gewiefter Kerl. Er war zwar ein netter Mensch, aber auch einer, der sie hinter die Gitter brachte. Er hatte die Summanden addiert, kam zu dem richtigen Ergebnis, hatte aber nichts Zählbares vorzuweisen. Was sollte er ihr auch beweisen? Er hatte sie mit Pierre in Verbindung gebracht, hatte seinerzeit auch Pierre befragt, Pierre hatte sie sicher nicht angeklagt. Der Inspektor wollte sie in Verbindung mit den Banküberfällen bringen. Sie erwiderte: „Wir waren uns schon sehr nahe, ich habe ihn gemocht und als ich ihn da liegen sah, da konnte ich es nicht glauben, ich wollte unbedingt wissen, ob er noch lebte.“ Patricia war erstaunt, wie klar Malena dachte. Sie war richtiggehend perplex, wie sehr sie Paroli bot. Denn der Inspektor hatte sich bereits alles richtiggehend zusammengereimt. Sie war sich sicher, dass er bereits, vor seinem Eintreffen, die richtigen Schlüsse gezogen hatte, eigentlich nur mehr die Bestätigung aus Malenas Mund hören wollte. Der Inspektor sagte lange nichts, drehte sich weg, hielt noch immer

seine Zigarre zwischen rechtem Daumen und Zeigefinger und entgegnete: „Ich sagte doch, in solchen Dingen bin ich nicht so bewandert.“ Er schluckte ein paarmal.

„Aber meine Frau, die beschäftigt sich nur mit solchen Dingen, mit komplizierten Liebesgeschichten, mit Tragödien und Dramen, sie ist ein richtiger Shakespearefan, die verzehrt Shakespeare, kann gar nicht genug vom Sein und Nichtsein kriegen. Wenn die Shakespeare in die Finger kriegt, ist sie nicht mehr anzusprechen.“ Patricia und Malena schauten sich verdutzt an. Was sollte das jetzt werden? Eine neue Schlinge, die der Inspektor auslegte. Er kratzte sich am Kopf. Es verhieß nichts Gutes.

„Wissen Sie, Sie haben mir ein Datum genannt, an dem sie ihn verlassen haben, ihr damaliger Freund hat mir ein anderes Datum genannt, an dem sie ihn verlassen hätten. Beim Datum kann man sich ziemlich täuschen, wenn man nicht ganz bei Sinnen ist.“ Malena schluckte und auf Patricia stürzte der Häuserkomplex hernieder.

„Meine Frau mag das, wenn es Mord und Totschlag gibt, wie bei Shakespeare, denken Sie an König Lear oder an Lady Macbeth ... aber ich bin da eher der sentimentale Charakter. Ich mag mehr das Happy End. Verdrücke sogar bei so sentimental Filmchen ab und zu eine Träne.“

Er lachte jetzt wie ein kleiner Junge, der ein lange gehütetes Geheimnis preisgegeben hatte und verabschiedete sich endgültig. Patricia und Malena konnten es nicht glauben, denn die Tür wurde nicht wieder geöffnet. Verdutzt blieben sie zurück, schauten sich lange stillschweigend an. Patricia war richtiggehend stolz auf Malena, wie sehr sie um ihre Liebe kämpfte. Aber sie wusste nur zu gut, dass der Inspektor noch lange nicht klein beigegeben hatte. Dass er sie nach wie vor im Auge behielt. Dass er wahrscheinlich nur einen Köder gelegt hatte, um an

Pierre heranzukommen. Er hatte nichts Beweisbares in der Hand, mit der er sie in Verbindung mit den Überfällen bringen konnte, wusste aber genau, dass Malena die Schnur hin zu Pierre war. Hatte sie aber auch verschont. Hatte die Sache mit dem Messer nicht erwähnt, hatte nur die Anspielung mit dem Datum gemacht. Aber beide waren sich sicher, dass Pierre noch lebte, schon wieder überlebt hatte, als wäre er unverwundbar, als wären sie unverwundbar. Der Inspektor hatte schon recht gehabt, Pierres und Malenas Schicksale hätten Einzug in den Shakespeare'schen Kosmos gehalten.

*Dem Tod schauten sie ins Gesicht und gezerrt wurden
sie aus dessen Schlund. So sehr sie danach trachteten,
sich das Leben zu nehmen, eine Macht hielt dagegen.*

Der Groschen fiel augenblicklich. Shakespeare'sche Dramen konnten nur in England enden. Malena erinnerte sich, dass Pierre davon gesprochen hatte, dass ein Bruder seines Pflegevaters ein Haus in Wales besaß. Sie surfen im Netz und wurden fündig. Patrick B. vermietete in dem Ort Tenby zwei Appartements zu einem ansehnlichen Preis. Sie sahen sich den Ort näher an. Tenby lag im Süden von Wales, unmittelbar am Meer. Keine zwei Fahrstunden von Cardiff entfernt. Die bunt angestrichenen Häuser entfachten in Malena ein warmes Prickeln, das sie gerne wahrnahm, da ihre Körpertemperatur ziemlich aus dem Gleichgewicht geraten war. Drei Pullover hatte sie über ihren dünnen Körper gezogen. Immer wieder rieb sie an den Extremitäten, um nur ein bisschen Wärme in die Körpermitte zu befördern. Sie surfen virtuell durch den Ort. In Tenby gab es einige Sandstrände, die ziemlich belebt waren. Ein charmantes Kleinod, entfuhr es Patricia,

dein Onkel in spe hat einen guten Geschmack. Je mehr sie sich dem Küstenort annäherte, desto vertrauter wurde er für Malena. Sicher, die Tourismusmanager stellten ihre Orte stets werbewirksam ins Bild, doch das gewisse Etwas, das sich hinter diesen Bildern verbarg, konnten sie nicht dingfest machen. Malena spürte, wie sich ihr Körper mit Wärme vollzog, als würde aus diesen Fotos heraus eine Kraft auf sie überspringen. Sie schmiegte sich an Patricia. „Malena, was ist los?“ „Patricia, mach weiter, ich will mehr von diesen Bildern sehen!“ „Bist du jetzt auch schon übergeschnappt, wie dieser sonderbare Kauz?“ Damit meinte sie natürlich diesen schrägen Columbozuschnitt, wenn denn sonst, der sie erst darauf gebracht hatte, auf diese Einbildungen. Malena las alles Mögliche durch, was sie über Tenby erfahren konnte, las seitenweise Reiseberichte, schmökerte in kitschigen Urlaubsberichten, saugte sich voll wie der Meerschwamm und verstrahlte eine Wärme, die sogar auf Patricia überquoll. Sie bat Patricia, ein Appartement zu buchen, ohne Umschweife, sofort. Zwei Appartements waren noch frei, Patricia loggte sich in der Internetplattform ein und buchte beide Unterkünfte. Sie mietete sie für zwei Monate. Bezahlte im Voraus den doppelten Preis mit Kreditkarte. Sogleich schickte sie eine E-Mail hinterher, um die sonderbare Vorgehensweise zu erklären:

Ihre Nichte befände sich in einer persönlichen Umbruchs- und Schaffenskrise und brauchte eine Auszeit, die sie nicht näher begründen wollte. Tenby erschien ihr als der geeignete Ort, um wieder Klarheit und Übersicht in das Leben zu bekommen. Dazu brauchte es Zeit, darum habe sie auch die lange Buchungsdauer gewählt, die sicher ungewöhnlich war. Sie bedankte sich im Vornehein für das entgegengebrachte Vertrauen und wollte

ihre Dankbarkeit zeigen, indem sie einen angemessenen Betrag überwies.

Malena fand, dass sich Patricia viel zu geschwollen ausgedrückt hatte und zog sie deswegen auf: Ob denn in ihren Kreisen immer so aufgeblasen geschwätzt wurde? „Wollen Madame Pipifée so freundlich sein, mir den Sommerhut zu reichen?“ Sie sprang aus dem Bett und machte eine Handbewegung in Richtung Patricia. „Wenn Sie so freundlich wären, mit mir auf der Strandpromenade zu flanieren?“ Sie setzte ein charmantes Lächeln auf, Patricia hakte sich ein, so spazierten sie eine Weile durch das Krankenzimmer und lachten so laut und ausgelassen, dass sogar die Schwestern ihre Mittagsbesprechung unterbrachen, um nachzusehen, wer sich denn gerade zur Gesundung anschickte.

Manchmal nennt man es verrückt, wenn es nicht „normal“ ist. Manchmal nennt man es dumm, wenn es nicht ersichtlich ist. Im Nachhinein staunt man über die Einfalt des Gebotenen.

Patricia aber versetzte ihr augenblicklich einen Schlag, der sie wieder in das Krankenbett zurückbeförderte. Unmissverständlich gab sie ihr zu verstehen, dass sie nicht nach Tenby mitkommen würde. Malena fühlte sich von Patricia verraten, obwohl es keinen Grund dazu gab. Sie hatte ihr nie etwas Derartiges versprochen. Wie eine Klette hatte sie sich an Patricia gehalten, die sie nun abstreifen wollte. Malena krallte sich an ihr fest. Bohrte ihre spitzen Fingernägel in Patricias blasse Haut. Ritzte die Haut ihrer Oberarme auf. Patricia wollte nicht kleinbegeben. Jetzt, hier, in diesem Raum, in dem nicht viel mehr als ein Kruzifix an der Wand hing, trennten sich endgültig

ihre Wege. Sr. Eleonore hatte sich angeboten, Malena mit dem Motorrad bis nach Calais zu fahren. Malena hörte nicht hin, sie war mit Patricia in einer Embryonalhülle verwachsen. Sie packte Patricia bei den Haaren, riss ihr ein Haarbüschel aus. Aber Patricia gab nicht nach. Sie wollte nicht länger auf ihr eigenes Leben verzichten.

Sr. Eleonore hatte schon lange einen Vorwand gesucht, um das Kloster zu verlassen. Als Patricia sie angerufen und darum gebeten hatte, Malena nach Calais zu bringen, hatte sie keinen Moment gezögert. Es war ein Wink ihres Schicksalgottes gewesen, der sie an einer anderen Stelle einsetzen wollte. Auf einmal stand die Nonne in ihrem Habit im Krankenzimmer und sagte seelenruhig: „Malena, was hältst du von einer Motorradtour?“ Malena war perplex. Sie merkte, dass sie sich entscheiden musste. Aber auch, dass die Entscheidung bereits gefallen war. Sie erinnerte sich an die Ausfahrten mit ihrem ältesten Bruder. Sie erinnerte sich an das Freiheitsgefühl, das sie sehr oft durchlebt hatten. Wie sie auf seiner grünen Schlange durch die Orte durchgebraust waren, oft am Limit. Fand allmählich an der Vorstellung gefallen, dass sie als Beifahrerin einer Nonne auf einem Motorrad fuhr. Bedachte aber nicht, dass sie auf dem Oldtimermotorrad der Marke BMW mit seinen 500 cm³ und 30 PS nur bedächtig durch die Landschaft tuckerten. Haderte aber noch immer mit Patricia und versuchte diesen Groll zu bändigen. Patricia stillte das Blut, das an ihren Armen herunterrann, mit einem Papiertuch und brachte ihre Haare in Ordnung. Mit derlei Rohheit hatte sie nicht gerechnet. Malena hatte sich doch entschlossen zu gehen, diese Verrücktheit auf sich zu nehmen. Nie hatte sie ihr ein derartiges Versprechen gegeben, endgültig an ihrer Seite zu bleiben. Es war diese tiefe Verbundenheit gewesen, deren

Trennung so große Schmerzen verursachte. Sie nahm das Mädchen in ihre Arme, deren kohlrabenschwarzer Kopf schmiegte sich an ihre Brust. „Malena, du kannst mich überall, jederzeit, zu jeder Tages- und Nachtzeit anrufen, ich verspreche es, ich hebe ab!“ Malena schluchzte wie ein Hund. Sie hob an sich zu entschuldigen. „Malena, es ist gut, Malena, du wirst sehen, in England, da wirst du so überrascht werden, wie du noch nie überrascht wurdest. Du bist in guten Händen, Gott fährt mit dir!“ „Mit Engelsflügeln“, beteuerte Sr. Eleonore. Malena lachte, in ihrem Gesicht spiegelte sich etwas freudvolle Erwartung, und drückte Patricia ganz fest an sich. „Malena, du schaffst das, du schaffst das!“ Malena konnte sich noch lange nicht lösen, erst allmählich nahm sie die Hand an, die ihr von der Nonne gereicht wurde.

Sr. Eleonore hatte sich noch bei der Oberin und den anderen Nonnen verabschiedet. Sie erklärte ihre Eile und sie bekräftigte ihr Vorhaben, dass sie nicht zurückkäme. Die Vorahnung der Oberin hatte sich endgültig bestätigt. Sr. Eleonore zog sich mit den Nonnen und der Novizin in die Kapelle zurück. In ein Gebet, das mit dem Segen der stillen Andacht abwechselte. Es schmerzte sehr, denn der leere Platz der Nonne würde eine Lücke aufreißen, die nicht wieder geschlossen werden würde. Sie versuchten nicht, sie umzustimmen, denn sie anerkannten die Unantastbarkeit des Gewissens. Und sie fragten Sr. Eleonore erst gar nicht, was sie vorhätte, denn sie vertrauten Gottes Fügung. Und sie betonten sogar, wie einmalig sie es fänden, dass sie sich um Malena annahm. Für die Oberin war es sehr schwer, ihre Contenance zu wahren. Ihre Gefühle zu ordnen. Gottes Fügung sich hinzugeben. Sie haderte mit sich selbst. Obwohl sie schon lange diesen Schritt vorausgeahnt hatte, wollte sie ihn nicht sogleich

akzeptieren. Aber Sr. Eleonore ein schlechtes Gewissen zu machen, kam ihr auch schändlich vor. Sie ging mit sich ins Gebet und sprach mit ihrem Gott. Wie immer gab Gott eine Antwort. Eine, die wehtat. Die sie lehrte, die Fäden nicht allzu fest in der Hand zu halten.

Das Ziel war Calais. Das ferne Ziel hieß Tenby. Für Malena ging alles viel zu rasch. Ihr Leben hing fest in einer Endlosschleife aus Rache, Sühne und Hoffnung. Sie kam sich vor wie ein Mensch, der auf einer Eisscholle dahintrief und neben dem rundherum ein abstraktes weißes Gebilde schwamm. Sie hatte noch keine Zeit gefunden, alle diese Schläge einzuordnen. Würde sie es je können? Die Gedanken waren haltlos, umso fester klammerte sie sich an Eleonore, als sie die endlose Gerade, Kilometer um Kilometer, hinter sich ließen. Versuchte ein Freiheitsgefühl zu erhaschen, das man hinlänglich mit dem Motorrad in Verbindung brachte. Sie fand es schon sehr sonderbar, dass die Nonne Reißaus genommen hatte. Es war ihr nicht aufgefallen, dass Eleonore nicht glücklich gewesen war. Dass das Klosterleben doch nicht ihre Bestimmung war. Insofern war sie jetzt für sie eine Art Schwester, da sie sich auch aus der schützenden Gemeinschaft gelöst hatte. Folgerichtig waren sie jetzt ein Gespann, das aufeinander angewiesen war. Ein seltsames Gespann. Eine auffällige Erscheinung. Genauso auffällig wie die Menschen, die an ihnen vorübergingen, als sie Calais erreichten. Denn unzählige Menschen gingen mit Kajaks an ihnen vorbei. Schwarzafrikaner, Syrer und Afghanen. Geeint mit dem Ziel, auf einen anderen Kontinent überzusetzen. Auf den Kontinent, der sich soeben erst vom Festland abgespalten hatte. Malena und Sr. Eleonore konnten gar nicht glauben, was sich vor ihren Augen ereignete, als wären sie im falschem Film gelandet.

Christian Wiesinger, geboren 1961, ist als diplomierter Leiter für Jeux Dramatiques in der Schul- und Erwachsenenbildung und als freier Autor tätig. Er lebt mit seiner Familie in St. Willibald in Oberösterreich. Die „Literarische Radtour“ im Sauwald wird von ihm veranstaltet.

Veröffentlichungen:

Widersprüchlichkeiten, Gedichtband, 2009

Der Freund, Roman, 2012

Neues Land, Roman, 2014

Krieg/Life, Erzählungen, 2015

Die Rückseite des Mondes, Erzählungen, 2017

Man lebt zweimal, Roman, 2020

Auftragsarbeiten:

Textgestaltung zu Schubertliedern

Libretto zu *Die Rückkehr des Apostel Paulus*. Die Oper wurde 2010 in Ried im Innkreis uraufgeführt.

Verlag Bibliothek der Provinz

Literatur, Kunst, Wissenschaft und Musikalien